

Der Kontrabass hat sich vom Stiefkind der Klassik zum stilistischen Allrounder entwickelt. Käthi Steuri, eine der ersten in der Schweiz tätigen professionellen Kontrabassistinnen, berichtet, wie sie früh und eigentlich zufällig zu diesem Instrument gekommen ist, wie sie damit reist – oder es eben zu Hause lässt – und wie Kinder ob der schieren Grösse staunen.

Treffen sich zwei Lastwagenchauffeure ...

Interview: Christine Fischer — Die Berner Oberländerin Käthi Steuri studierte Kontrabass bis zur Konzertreife in Bern und Genf. Nach dem Studium war sie rege im Konzertbetrieb tätig, u. a. im Orchester de la Suisse Romande, bei der Camerata Lysy der Internationalen Menuhin Music Academy und bei der Camerata Zürich. Heute ist sie vor allem als Kammermusikerin gefragt. Sie ist Mitglied bei der Camerata Bern, im Collegium Novum Zürich, im Berner und im Freiburger Kammerorchester, bei La Strimpellata und beim Trio Basso Bern. Käthi Steuri lebt mit ihrer Familie in Rüfenacht.

Wie sind Sie zu Ihrem Instrument gekommen?

Das hat sich eher ergeben. Mein Vater war Sekundarschullehrer und leitete ein recht gutes Orchester. Dort habe ich, zunächst mit der Geige, mitgespielt. Dann hat man im Keller der Schule einen Bass gefunden. Und so wurde nach jemandem gesucht, eher nach einem starken Burschen aus den oberen Jahrgängen, der das Instrument spielen wollte. Aber der Bass lag, nachdem er restauriert worden war, bei uns zu Hause im Gästezimmer auf dem Bett. So hat meine Faszination begonnen. Darum spiele ich Bass. Ich habe dann von Anfang an im Scholorchester mitgespielt. Mein Vater hat die Noten immer so angepasst, dass ich mit meinem Können mithalten konnte. Aber Bass zu spielen war natürlich auch etwas Besonderes: Ich war die einzige, die das machte, nicht eine von zehn in einer Gruppe. Das hat mir gefallen.

Demnach hat Sie die Besonderheit der Basslinie fasziniert?

Die Basslinie bedeutet, dass man viel Einfluss nehmen kann. Der Bass gibt das Tempo vor, den Beat. Das mag ich bis heute. Deswegen spiele ich praktisch nie in einem grossen Orchester, sondern vor allem Kammermusik oder im Kammerorchester. Ich bin so in meiner Stimme alleine, oder wir sind vielleicht zu zweit.

Das landläufige Bild «des Bassisten» ist sehr von Patrick Süsskinds Theaterstück geprägt: dem Monolog eines Orchestermusikers, der hinter der Faszination für sein Instrument eigentlich eine grosse Frustration verbirgt. Und sich dann in sein Gegenteil, in die junge, attraktive Sopranistin verliebt, sozusagen als Kompensation. Denken Sie, das Image des Instruments hat sich in der Zwischenzeit, seit den 1980er-Jahren, geändert?

Ja, eine Sopranistin haben wir keine im Ensemble (lacht). Ich denke, über die digitalen Medien ist viel bekannter geworden, was man mit dem Bass alles machen kann. Das ist sicher ein Punkt. Den Bass sieht man kaum als Soloinstrument in der klassischen Musik – was ich auch nicht unbedingt vermisse: Es gibt nur ganz wenige Bassistinnen und Bassisten, die auf einem solchen Niveau spielen, dass ein Solokonzert nicht ins Lustige oder Drollige kippt. Und der Effekt «Wow, ich wusste gar nicht, dass man so schnell auf dem Kontrabass spielen kann» interessiert mich nicht wirklich. Inzwischen gibt es so viele andere Gruppierungen und Stilrich-

tungen, in denen der Bass sehr präsent ist – bis hin zu kleinen Bassorchestern.

Der Bass ist auch dadurch besonders, dass er unglaublich vielseitig einsetzbar ist?

Ja, unbedingt. Ich selbst habe während dem Studium ziemlich viel Volksmusik im Emmental gespielt. Und dabei gutes Taschengeld verdient. Dann ging es terminlich nicht mehr. Und es wurde auch anderweitig schwierig: Es wollten alle mit mir tanzen. Und ich sagte dann: «Ich kann nicht, ich muss spielen.» Dann hiess es: «Ja, mein Freund kann spielen, der spielt gut Bass.» Aber ich habe das lang und gerne gemacht. Ich bereue es auch ein wenig, dass ich es nie wirklich geschafft habe, Jazz zu machen. Ich habe zwei, drei Mal Anlauf genommen, aber ich bin nie wirklich dabeigeblichen und weitergekommen. Und es einfach ein wenig nebenbei zu tun, liegt mir nicht.

Was reizt Sie daran?

Das Improvisatorische. Und auch die andere Technik. Zu mir kommt ab und zu ein toller Jazz-Bassist in den Unterricht. Ich finde den Austausch ungeheuer inspirierend. Es ist eine andere Welt, die ich bewundere und gerne besser kennenlernen würde.

Die Camerata Bern ist die grosse Konstante in Ihrer Karriere. Hier spielen Sie Kammermusik vom Barock bis zur zeitgenössischen Musik. Welches Repertoire mögen Sie besonders?

Es gibt einfach Stücke, die ich sehr liebe – das Bartók-Divertimento spiele ich immer gern. Lieber als die Kleine Nachtmusik. Wohl, weil es komplizierter ist. Ich habe neuere Musik schon ein wenig lieber und bin in diesem Bereich schon sehr lange aktiv, unter anderem als Mitglied im Collegium Novum Zürich. Ich sehe das auch als Herausforderung. Es tut gut. Der Bass eignet sich extrem gut für Neue Musik, da sich viele Klangeffekte sehr eindrücklich umsetzen lassen. Das Flageolet zum Beispiel ist vergrössert. Man nimmt es besser wahr.

Die Vorbehalte gegen Frauen am Bass hat man an der Grösse des Instruments und an der starken Körperlichkeit festgemacht, die man zum Spielen braucht. Das Taktile steht mehr im Vordergrund als bei anderen Instrumenten.

Man spürt die Vibrationen beim Spielen dermassen stark – das ist bei der Geige beispielsweise nicht der Fall. Und natürlich braucht man Kraft. Für einen kurzen Moment, in dem der Ton entsteht, muss man die Saite fest hinunterdrücken – da führt kein Weg daran vorbei. Und mit dem Bogen braucht man auch eine gewisse Kraft. Aber mit einer guten Technik weiss man genau, wann es diese Kraft braucht und wann nicht. Wer das nicht weiss, geht kaputt – egal ob Frau oder Mann.

Salome Buser, die lange Jahre Bassistin von Stiller Has war, erzählte einmal, dass sie bei einem ihrer

Konzerte ein Ticket lösen musste. Sie wäre sonst nicht rechtzeitig zu ihrem Auftritt gekommen, weil man ihr nicht glaubte, dass sie zur Band gehört. Wie steht es da im Klassikbereich?

Mein Vater kam aus Grindelwald und hatte zwei Schwestern, die auch Lehrerinnen waren, wie die ganze Familie. Und die wussten, «was sich gehört und was recht ist». Diese beiden Tanten waren entsetzt darüber, dass ich Bass spielte: Das sei kein Instrument für ein Mädchen, das dürfe man dem armen Kind nicht antun. Auch später, nach dem Studium, hatte ich ein unangenehmes Erlebnis: Ich hatte mich bei einem Orchester als Zuzügerin beworben. Offiziell habe ich nie etwas gehört. Aber inoffiziell wurde mir zugetragen: «Wir wollen keine Frauen im Register.»

Das waren aber einzelne Episoden. Die wirkliche Schwierigkeit mit diesem Instrument liegt für mich vor allem im Reisen. Bei der Deutschen Bahn gibt es seit Neuestem praktisch keine Möglichkeit mehr, einen Bass mitzunehmen: Man kann ihn nicht im Gang stehen lassen und für die Gepäckablage ist er zu gross. Als wir vor Kurzem nach Holland gereist sind, hiess es, ich müsse neben dem Bass stehen bleiben, damit ich ihn bei Bedarf wegräumen kann. Bis Amsterdam.

Das erinnert mich an Gregor Piatigorsky, der ein Flugticket für sein Cello löste und es, laut einer Anekdote, auf «Fräulein Cello Piatigorsky» ausstellen liess.

In die Passagierkabine des Flugzeugs kann man den Bass sowieso nicht mitnehmen. Der muss in den Gepäckraum mit einer speziellen Transportkiste. Und wir haben bei der Camerata Bern keinen Orchesterwart, der den Transport regelt. Das heisst, ich muss zusehen, wie ich mit dem grossen und schweren Flightcase zum Flughafen komme, das nicht einfach in ein Auto passt. Und bei der Ankunft muss ich Glück haben, dass der Bus, der mich abholt, gross genug ist. Ich tue mir das schon länger nicht mehr an. Wenn wir fliegen, miete ich mir immer Instrumente vor Ort.

Vermissen Sie es dann nicht, auf Ihrem Instrument spielen zu können?

Wenn man als Solistin unterwegs ist, stellt sich diese Frage vielleicht dringlicher.

Ich habe gelernt, auf sehr vielen verschiedenen Bässen in kürzester Zeit spielen zu lernen. Manchmal mit Abstrichen: Ein Putzlappen ist ein wichtiges Ausstattungsstück für eine Bassistin auf Reisen. Der Kolophoniumstaub ist manchmal überall. Ich bin auch schon Alkohol einkaufen gegangen, um die Saiten zu putzen. Vielleicht braucht es sogar neue Saiten. Manchmal hatte ich aber bessere Instrumente als zu Hause. Das gibt es auch.

Ich versuche immer, den Bass möglichst früh zu bekommen und spiele mich darauf ein. Und dann weiss ich nach einer halben, nach einer ganzen Stunde Bescheid, wo ich wie spielen muss. Jeder Bass hat natürlich seine ganz eigenen Charakteristika. Holz arbeitet einfach, auch wenn es schon 200 Jahre alt ist. Und bei den grossen Flächen des Basses hat es sofort starke Auswirkungen, ob es nun feucht und warm oder trocken und kalt ist.

War Ihr erstes Instrument denn ein kleinerer Bass?

Wenn wir uns
nacheinander mit dem
Instrument vorstellen,
habe ich immer einen
besonderen Auftritt:
Ich komme mit dem
Bass. Allein.

Ich spiele nie die
schöne Melodie und
bekomme nie den
Blumenstrauss.

Nein, der hatte normale Grösse, ich denke es war ein 3/4-Bass. Ich war damals ungefähr 10 Jahre alt und recht gross. Das ging.

Und heute, spielen Sie ein 3/4- oder ein 4/4-Instrument?

3/4 ist eigentlich die gängige Grösse, die ich auch spiele. Ein 4/4-Instrument ist riesig. Aber auch hier gibt es keine Norm. Beim Bass sind die Mensuren variabler, und auch die Bauart ist sehr unterschiedlich. Es gibt solche mit sehr flachen Schultern, die fast wie eine Birne aussehen. Und es gibt rundere. Und die Form hat auch einen starken Einfluss auf die Möglichkeiten beim Spielen. Wenn die Schultern breit sind, ist es schwieriger, in die Höhe zu kommen. Mein Bass, ein Fünfsaiter, ist nicht sehr gross. Aber er hat eine 7/8-Höhe. Und er hat einen riesigen Wirbelkasten, der mit einem geschnitzten Kopf verziert ist. Obwohl er also aussieht wie ein Riesending, hat er dennoch keine grosse Mensur.

Bemerken Sie eine besondere Wirkung des Instruments auf das Publikum?

Wir geben mit der Camerata Bern viele Konzerte in Schulen, im ganzen Kanton. Und ich erlebe viele Kinder, die gerade am Bass besonders grosse Freude haben. Wenn wir uns nacheinander mit dem Instrument vorstellen, zuerst die Geigen, dann die Bratschen, dann die Celli in Gruppen, habe ich immer einen besonderen Auftritt: Ich komme mit dem Bass. Allein. Und die erste Reaktion, eben auf die schiere Grösse des Instruments, ist eine ganz andere: Da wird viel gestaunt.

Sind es spezielle Typen, die Bass spielen?

Es sind sicher keine Primadonnen. Als Bass kann man sich nicht so profilieren. Ich spiele nie die schöne Melodie und bekomme nie den Blumenstrauss.

Aber wie Sie vorher sagten: Man steuert aus dem Hintergrund, aus dem Untergrund ...

Ich weiss, was ich machen kann. Das reicht mir. Ich brauche den Blumenstrauss nicht.

2014 kam der Hit von Meghan Trainor auf den Markt: «All About That Bass». Da wurde mit einem Lied über die Bassform gegen den Hungerkult bei Frauen angesungen: «All the right junk in all the right places» – überall Masse, wo sie hingehört. Die Verbindung von Bass und Körperlichkeit wird oft sehr direkt hergestellt.

Ich kenne das Lied nicht. Aber das ist ja nichts Neues. Wenn man an das Bild von Man Ray denkt, auf dem ein Frauenkörper zum Streichinstrument wird. Es gibt auch sehr viele Bilder, die den Bass als Frauenkörper darstellen. Die Verbindung wird auch im Volksmund gemacht. Wenn ich auf dem Land unterwegs bin, höre ich oft: «Wohin gehst du mit deiner Grossmutter?» Das ist eine etwas andere Körperlichkeit.

Gibt es so etwas wie ein spezifisches Bassnetzwerk? Fühlt man sich als Mitglied einer grossen Bassfamilie?

Wenn zwei Bassisten sich auf der Strasse treffen, ist es wie bei den Lastwagen-Chauffeuren: Man grüsst sich.

Aber Sie haben kein Namensschild an Ihrem Bass?

Nein, ich habe kein Namensschild dran und auch keine Lichtergirlanden zu Weihnachten. Aber Sie haben recht, das gibt es natürlich: Facebook-Gruppen und vieles mehr. Ich kenne viele Bassisten, mit denen ich mich austausche. Das breite Bassfamiliengefühl gibt es bei mir aber nicht: Man spielt eben auch kaum gemeinsam. Ich war auch nie so auf das Instrument fokussiert, wie es einige Spieler sind, die immer die letzten Neuerungen ausprobieren: die neusten Saiten und das beste Kolophonium. Das Material hat mich nie interessiert. Auch dass ich Bass studiert habe, war für mich eigentlich immer der erste Schritt. Ich dachte: Zuerst mache ich das Musikstudium und dann schliesse ich eine weitere Ausbildung an. Ich hatte das Gefühl, dass ich bei einem anderen Beruf nicht mehr zum Musizieren komme. Deswegen wollte ich das intensiv vorneweg machen. Eigentlich bin ich also in den Musikerberuf hineingerutscht. Es war kein bewusster Entscheid, wie auch der für das Instrument nicht. Am Tag vor meiner Aufnahmeprüfung an der Hochschule war die Maturfeier. Ich habe in der Nacht nicht viel geschlafen. Aber ich sagte mir: Maturfeier habe ich nur einmal. Die Prüfung kann ich wiederholen und ich kann auch etwas anderes studieren. Und so ging ich übernachtigt hin. Sie haben mich genommen und ich habe mich darauf eingelassen. Auch um einen Job habe ich mich nie wirklich beworben. Das hat sich ebenfalls ergeben. Ich finde es toll und bin sehr zufrieden. Aber eine bewusste Karriereplanung gab es bei mir nicht. Heute wäre das unter Umständen nicht mehr möglich.

Quand deux chauffeurs poids lourds se rencontrent...

Résumé: J.-D. Humair — Née dans l'Oberland bernois, Käthi Steuri a étudié la contrebasse à Berne et à Genève et a obtenu une licence de concert. Elle a joué dans de nombreux ensembles, l'OSR, la Camerata Lysy ou la Camerata de Zurich. Aujourd'hui, elle intervient le plus souvent dans des projets de musique de chambre, à la Camerata de Berne, au Collegium Novum de Zurich, entre autres. Elle habite avec sa famille à Rüfenacht.

Son père était enseignant à l'école secondaire et dirigeait l'orchestre de l'école. Elle a commencé par y jouer du violon. Puis on a trouvé une contrebasse dans la cave de l'école et on a demandé qui voudrait bien en jouer, plutôt un grand gaillard des classes avancées. Une fois restaurée, la contrebasse était entreposée chez les parents de Käthi Steuri, sur le lit de leur chambre d'amis. Et c'est là qu'a commencé sa fascination pour cet instrument. C'est donc elle qui a joué de cet instrument dans l'orchestre de l'école. Son père adaptait les partitions à ses capacités.

Elle aimait être la seule de l'ensemble à jouer de cet instrument. Car selon elle, la basse tient un rôle très influent. C'est elle qui donne le tempo, la pulsation. Aujourd'hui encore, elle apprécie cette fonction, surtout si elle est seule à la tenir – raison pour laquelle elle privilégie la musique de chambre. D'un autre côté, la basse a rarement une place d'instrument solo, en particulier dans la musique clas-

sique, et c'est une situation qui lui convient également. Elle n'a pas envie de mettre en avant sa virtuosité, de provoquer des remarques telles que : « waouh, je ne pensais pas qu'on pouvait jouer aussi vite sur une contrebasse ».

L'instrument est aussi très versatile. Durant ses études, Käthi Steuri a joué dans plusieurs ensembles de musique folklorique de l'Emmental – elle y gagnait son argent de poche. Elle regrette un peu en revanche de ne jamais vraiment s'être investie dans le jazz, à part deux ou trois expériences. Au sein de la Camerata de Bern, elle touche à tout le répertoire, du baroque au contemporain, et elle apprécie en particulier la musique récente, notamment le *Divertimento* de Bartók, parce que la basse y a une place plus intéressante et plus complexe, avec de nombreux effets sonores.

On pense que la contrebasse est plutôt un instrument d'homme, parce qu'il faut une certaine force pour la tenir et pour en jouer. Käthi Steuri explique qu'une bonne technique permet aussi à une femme de s'en sortir. Mais ses deux tantes, elles aussi maîtresses d'école, étaient horrifiées d'apprendre qu'elle s'était mise à cet instrument : « ce n'est pas pour les jeunes filles, on ne doit pas laisser une pauvre enfant en jouer ». Plus tard, elle apprendra aussi qu'un orchestre avait refusé sa postulation parce qu'il ne voulait pas de femme à ce pupitre. Mais ces situations misogynes sont anecdotiques.

Aujourd'hui, son seul souci reste l'encombrement. Dans les trains allemands, il est depuis peu interdit de la placer dans les couloirs, et les compartiments à bagages sont trop petits. C'est ainsi qu'un jour, elle a dû voyager debout jusqu'à Amsterdam. Le transport en avion est aussi toujours problématique. A l'étranger, elle joue le plus souvent sur des instruments loués sur place.

Elle n'a jamais joué sur un instrument de petite taille, conçu pour les enfants. Aujourd'hui, elle utilise généralement des basses de taille 3/4 et sa propre contrebasse est une 7/8 à cinq cordes. Son instrument impressionne toujours, notamment dans les écoles où la Camerata de Berne donne des concerts pédagogiques.

Sans recevoir de fleurs comme une prima donna, Käthi Steuri aime bien faire partie de la famille des contrebassistes. Quand deux contrebassistes se croisent dans la rue, ils font comme les chauffeurs de poids lourd : ils se saluent. Il existe aussi des groupes sur Facebook où les bassistes échangent entre eux. Mais ils jouent rarement ensemble.

Et Käthi Steuri ne rentre pas dans les discussions qui parlent de matériel, de nouveaux types de cordes ou de colophane. Cela ne l'intéresse pas vraiment. D'ailleurs, durant ses études, elle imaginait se lancer dans un autre métier après avoir appris la musique. Cela ne devait être qu'une étape. Dont elle n'est jamais sortie.